

D f 34







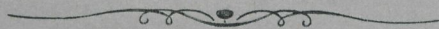
54 34

Zwei Wiener Publikationen
über
Habaschitisch-punische Dialekte
in Südarabien

besprochen von

Dr. Eduard Glaser

Sonderabdruck aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 186
und 187 vom 16. und 18. August 1902



München

Druck der Buchdruckerei der „Allgemeinen Zeitung“
1902



Zwei Wiener Publikationen
über
Habaschitisch-punische Dialekte
in Südarabien

besprochen von

Dr. Eduard Glaser

Sonderabdruck aus den Beilagen zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 186
und 187 vom 16. und 18. August 1902

München

Druck der Buchdruckerei der „Allgemeinen Zeitung“
1902



Dreiundzwanzig Jahre! Und nichts für die Unsterblichkeit getan!" apostrophierte sich im Jahre 1898 Dr. Alfred Zahn. Rasch entschlossen ging er hin und sagte zu den Jason-Dioskuren D. H. Müller und C. Graf Landberg: "Arm in Arm mit euch, so fordr' ich mein Jahrtausend in die Schranken" und schloß sich mutig dem akademischen Argonautenzug nach dem sonnigen und sagenumwobenen Süden Arabiens an. Da das Fünfszigeruderschiff Argo-Gottfried indes nur Einen Jason brauchen konnte, entstand zwischen Jason-Müller und Jason-Landberg gar bald Zank und Streit, so daß aus Kolchis-Arabia schließlich statt des ganzen Goldenen Vlieses, das zu holen sie beauftragt waren, nur ein Feszen mitgebracht werden konnte. Aber Gold ist Gold und nicht Chimäre, auch wenn das Klümpchen kleiner als 'ne Erbse wäre. Und Gold haben die Wiener Argonauten heimgebracht: ein Stückchen des goldenen Fells, freilich glatt und eben, ohne Wolle, ohne Haare. Diese mußten sie vielmehr in Arabien lassen und, wie die Sage geht, ließen sie auch Gold dort zurück, nicht bloß das Gold des Vlieses, sondern auch eigenes, d. h. akademisches Gold, sogar weit mehr als sie heimbrachten. Denn 300,000 M., ja auch nur die Hälfte oder ein Drittel ist das erbeutete Stückchen Vlies nicht wert, so hoch wir es auch einschätzen mögen. Man hätte es, wie Sachverständige behaupten, um den zehnten, ja unter Umständen um den hundertsten Teil dieser Summe haben können. Denn die goldvließigen Säugetiere, in unserm Falle Mahriten und Sokotraner, sind schon lange nicht mehr auf den Hain des Ares in Mahra-Sokotra beschränkt, sondern tummeln sich ganz zahm und munter und von keinem Drachen bewacht schon seit Jahrzehnten nicht bloß in allen Häfen des Indischen Ozeans und des Roten Meeres, von Bombay und Aden angefangen bis hin nach Suez, herum, sondern auch in fast allen größeren Emporien der europäischen Küsten, in Triest nicht minder wie in Genua oder Marseille, in Liverpool genau so wie

in Amsterdam und Hamburg. In Rudeln allerdings findet man sie nur in ihrer sonnigen Heimat; in den nördlichen Klimaten dagegen halten sie sich, wie zahlreiche andere zweibeinige Geschöpfe aus Südarabien, ausschließlich in der Nähe von Feuerstellen auf, im Heizraum der Dampfschiffe. Wer aber z. B. die Spezies der Gazellen anatomisch untersuchen will, dem nützen die Rudeln wenig oder nichts, da der Anatom seine Studien praktischer und mit größerem Erfolge an einzelnen Exemplaren vornimmt. Da ist es zweckmäßiger, die erste beste Gazelle, im Notfalle sogar aus dem nächstgelegenen Tiergarten, geräuschlos in den Seziersaal zu nehmen und sie dort zu zergliedern, als etwa unter mächtigem Tam-Tam und mit mangelhafter Ausrüstung an Instrumenten, Chemikalien etc. unter großem Kostenaufwand nach Zentralafrika oder nach Innerarabien zu gehen, wo man schließlich doch auch nur einzelne Tiere vornehmen kann.

Daß das auch bei Sprachaufnahmen durchaus so ist, das haben die Wiener Argonauten selbst bewiesen. Denn aus dem einen von ihnen nach Wien mitgebrachten Somali Ibrahim Abdillah vom Geschlechte der Makahil des Stammes der Habar-Abwal und einem zweiten vom Grafen Wickenburg zur Verfügung gestellten Namens Jusuf Ali vom Geschlechte Samana des Stammes der Habar-Dscha'alo hat Leo Reinisch, und zwar schon in den Jahren 1900 und 1901, also nur ein, bezw. zwei Jahre nach der Rückkehr der Argonauten, zwei dicke Bände Sprachmaterial von zusammen nicht weniger als 826 Seiten herausgepumpt. Das hat keine nennenswerten Auslagen verursacht und hat, weil förmlich im Laboratorium ausgeführt, ein durchaus einwandfreies, ja musterzügliches Ergebnis geliefert. Ein Gelehrter, der in seiner Bibliothek sitzt, kann ein fremdsprachiges Individuum leicht und gründlich abhören, kann schwierige Punkte, die sich beim Studium des bereits herausgepumpten Sprachmaterials ergeben, jeden Augenblick durch erneutes Befragen des Untersuchungsobjektes, d. h. des Informanten, aufhellen, kurz er kann wirklich verläßlich arbeiten. Zahlen beweisen, sagt Benzenberg. Reinisch, der allein arbeitete und nur zwei Informanten hatte, erzielte denn auch, noch dazu in einem den uns geläufigen orientalischen Sprachen ganz fernstehenden Idiom, innerhalb kurzer Zeit nicht weniger als 826 Seiten. Dr. Alfred Jahn und Prof. D. S. Müller, die an Ort und Stelle zwölf Informanten (jeder sechs) abhören konnten, brauchten mehr als drei Jahre, um zusammen genommen — ganze 455 Seiten zu liefern, die auch qualitativ der Reinisch'schen Arbeit nachstehen, obgleich die Herren es mit zwei Dialekten

einer in grammatischer Beziehung rein semitischen (wenn auch mit mancherlei fremdem: afrikanischem, indischem, persischem und wohl auch griechischem Sprachgut vermischten) Sprache zu tun hatten, also einer Sprache, die den Orientalisten von vornherein nicht fremdartig anmuten kann, etwa so wenig, wie einem Kenner des Deutschen und Englischen das Erfassen irgend eines anderen als unbekannt vorausgesetzten germanischen Idioms, z. B. des holländischen, Schwierigkeiten bereiten kann. Aber nicht einmal die Voraussetzung des Unbekanntseins trifft zu; denn nach den sehr eingehenden, wenn auch nicht in allen Einzelheiten zutreffenden grammatischen Untersuchungen des Mehri-Dialektes, die Heinrich Frhr. v. Malzan in den Jahren 1871 und 1873 in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht hat, können diese eigenartigen Dialekte — in Mahra, Zafar und Sokotra handelt es sich nur um Dialekte einer und derselben Grundsprache — durchaus nicht zu den unbekanntem Sprachen gerechnet werden. Es konnte sich vielmehr nur darum handeln, sie einmal noch genauer zu studieren und zu zergliedern. Ein dankenswerter Beitrag in dieser Richtung sind die zwei akademischen Publikationen ¹⁾ Zahns und Müllers gewiß. Daß er aber nicht ausreichend sein konnte, weder quantitativ noch insbesondere qualitativ, ist nach dem bereits Gesagten klar. Daß er nicht ausreichend ist und selbst in Wien als nicht ausreichend betrachtet wird, ersieht man schon aus der nachträglichen Ausfertigung Dr. Heins — warum sandte man nicht den doch schon wohlvorbereiteten Zahn? — nach demselben Sprachgebiete (Mahra) gegen Ende des vorigen Jahres, wie nicht minder aus der Tatsache, daß dieser (Dr. Hein) im Mai d. J. je einen leibhaftigen Mahriten und Sokotraner nach Wien mitgebracht hat. Erst jetzt, nach so vielen Entgleisungen, sind die Wiener Herren, wenn wir von den wenig erbaulichen Coullissenvorgängen absehen, auf dem richtigen Weg und sie werden sich nun leicht überzeugen können, daß die zwei von Dr. Hein mitgebrachten Eingeborenen ihnen weit mehr Nutzen gewähren werden als der ganze obendrein so kostspielige Argonautenzug vor vier Jahren, zu dem die Mittel aus einer Stiftung entnommen werden mußten, die der Testator nicht für linguistische oder für geographische Forschungen bestimmt hatte. Es steht mit den sprachlichen Arbeiten jener so pomphaft in Szene gesetzten Expedition

¹⁾ Südarabische Expedition, Bd. III, Die Mehri-Sprache in Südarabien von Dr. Alfred Zahn; Bd. IV, Die Mehri- und Soqotri-Sprache von Dav. Heinr. Müller, I. Herausgegeben in Wien von Alfred Hölber, f. und f. Hof- und Universitätsbuchhandlung 1902.

beinahe ebenso wie mit der epigraphischen Ausbeute. Auch hier hat die „Expedition“ erst nach ihrer fast gänzlich ohne Inschriftenmaterial erfolgten Heimkehr die richtigen Wege eingeschlagen, indem man dem landeskundigen Engländer Bury in Alden das Herbeischaffen von Inschriften überließ und zu dem gleichen Zweck, in diesen letzten Wochen, auch noch einige andere bewährte Kräfte ausgesandt zu haben scheint. Das verschweigt zwar des Wiener Sängers Höflichkeit; es kann aber im Interesse der Erforschung Arabiens nur mit Freuden begrüßt werden, auch wenn dabei die bereits seit Jahrzehnten vorhandenen Ergebnisse und die Erfahrung eines anderen Oesterreichers fortgesetzt ignoriert und beiseite gelassen werden. Man hält sich in Wien offenbar an das Sprichwort „durch Schaden wird man klug“, zumal man ja den Schaden nicht aus eigener Tasche zu bezahlen braucht.

Doch, wir haben uns heute mit dem uns schon jetzt vorliegenden Hauptergebnis der Expedition zu befassen, nicht mit dem, was die Zukunft bringen mag.

Wenn wir von den zwei Bänden Somalischsprache (Südarab. Expedition Band I und II), die Reinitzch publiziert hat und die wir an dieser Stelle (s. Beilage Nr. 276 vom 30. Nov. 1901) bereits gewürdigt haben, absehen, so können wir auch mit Bezug auf Band III und IV nur sagen, daß wir es im allgemeinen mit verdienstlichen Leistungen zu tun haben. Insbesondere gilt das für die Arbeit Jahns (Band III) über die Mehrsprache. Ich hätte mich, aufrichtig gestanden, seitens des jungen Gelehrten — er soll bei Antritt der Expedition wirklich erst 23 Jahre alt gewesen sein —, von dem mir ein Expeditionsteilnehmer eine ganz andere Schilderung entworfen hatte, einer so tüchtigen Leistung nicht versehen. Sie reicht zwar nicht an die Leistung eines Reinitzch hinan; aber sie ist unverkennbar besser und brauchbarer als die seines Reisegefährten Prof. D. H. Müller. War letzterer etwa gar der Lehrer Jahns, was vermutet werden darf, dann kann man ihm zu einem solchen Schüler nur gratulieren. Es muß ein wahres Hochgefühl für einen Lehrer sein, sich von seinem jugendlichen Schüler übertroffen zu sehen. Kein Geringerer als Eduard Sueß, der Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften und langjähriger Inhaber des Lehrstuhles der Geologie war es, der vor einigen Monaten auf der Universitätsfeier anlässlich seines siebenzigsten Geburtstages mit Stolz betonte, daß ein alter Professor nur dann das Bewußtsein habe, eine nützliche Staffel an der Leiter der wissenschaftlichen Erkenntnis gewesen zu sein, wenn seine Schultern die Last der jüngeren Generation deutlich spüren. Daß man diese aber schleunigst

abschütteln soll, sagte Suez nicht. Umfomehr wunderte es mich, daß Dr. Zahn sich auf das Sammeln des Sprachmaterials beschränkte — oder beschränken mußte? — und seine grammatikalischen Resultate nicht anders zu retten mußte als ins — Glossar. „Das läßt tief blicken,“ sagt Sabor. Diese Flucht ins Glossar ist um so bedauerlicher, als nicht nur die Texte, sondern ganz besonders auch gerade die zahlreichen ins Glossar eingestreuten grammatikalischen Bemerkungen klar erkennen lassen, daß kein anderer als dieser junge Mann zur Ausarbeitung der Grammatik der Mahrajsprache geradezu prädestiniert war. Anstatt dessen präsentiert sich der von ihm edierte Band — als jäher Abschluß; denn weder am Titelblatt noch in der Vorrede verrät irgend etwas, daß Zahn noch eine Fortsetzung liefern, eine verbotene Frucht pflücken werde, während im Gegenteil in Müllers Buch — denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann — schon auf dem Titelblatte deutlich der Vermerk prangt: „I. Texte“ und auch im Vorwort (S. VIII) die Herausgabe eines Wörterbuches und einer Grammatik noch ausdrücklich angekündigt wird. Ach, das ist in Wien eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu; und wenn sie just passiert, dem bricht das Herz entzwei. Dem jungen Nar scheint ein Flügel amputiert worden zu sein, und mit Einer Schwinge erhebt sich selbst ein Nar nicht in jene lichten Höhen, in denen sich zu wiegen nur Unsterblichen gegönnt. Ach, auch ich war in Arcadien geboren! Daß dem jungen Nar ein Unglück zugestoßen sein muß — wars am End gar Tells Geschoß? — scheint auch schon aus einer Epistel hervorzugehen, die Dr. Zahn im Jahre 1900 an einen Münchener Orientalisten gerichtet hat, einem Brief, in welchen auch mir Einblick zu gewähren dem Adressaten ausdrücklich gestattet worden war. Nach dem Inhalt jenes Briefes zu schließen, hatte Zahn sein Manuskript schon im Jahre 1899 der Akademie überreicht und beschwerte sich nun uns gegenüber bitter über die Hinausschiebung des Druckes. Indes, ich konnt' nichts tun, als ihn beklagen, weil ich zu schwach zu helfen war. Ja, als die Sache ruckbar wurde, mußte er sich sogar zu einer schriftlichen Abbitte bei der Akademie bequemen; sein Buch aber — wohl ausgenommen, Pater Lamormain! — erschien gleichwohl erst im Sommer 1902, nur wenige Tage vor dem Werke D. S. Müllers! Der junge Gelehrte hatte also, wie man sieht, von allem Anfang an sein Kreuz, schließlich mußte er zu Kreuze kriechen und jetzt hat er erst recht sein Kreuz. Hoffentlich hat er in der Zwischenzeit, d. h. während der Kreuz- und Winkeltzüge, wenigstens Gelegenheit gehabt, das Müllerische Manuskript zu studieren und zu benutzen, obgleich er sich nicht

des Vorzugs erfreut, wie sein Reisegefährte, Mitglied der Akademie und der Sprachenkommission zu sein, unter deren Aufsicht alle diese Publikationen, also auch seine und die Müllers, erfolgen! Daß andererseits D. S. Müller etwa das Jahnsche Manuskript in Händen hatte, ist, obwohl er dazu fast drei Jahre hindurch alle Gelegenheit und als Kommissionsmitglied auch alles Recht hatte, schon aus dem Grunde nicht mit Sicherheit anzunehmen, weil Müllers Ausnahmen des Mahritischen sowie insbesondere des Sokotranischen auf den ersten Blick volle Selbständigkeit und Unabhängigkeit erkennen lassen. Für den Aufschub des Druckes von Jahns Buch dürfte sich also eine einfachere und harmlosere Erklärung nahelegen. So wie es nämlich Orientalisten-Kongresse gibt, so gibt es auch Kongreß-Orientalisten. Vom Bibelwort ausgehend, ihr Licht nicht unter den Schäffel zu stellen, sondern vor den Leuten leuchten zu lassen, regeln sie die Herausgabe ihrer Werke nach den Kongreßperioden, und das ist ebenso praktisch wie vorteilhaft und einwandfrei; denn Publikationen, die knapp vor Zusammentritt eines Kongresses erscheinen, können als Neuheiten dem Kongreß vorgelegt werden und gelangen so auf kürzestem und raschestem Weg zur Kenntnis des gesamten, weil versammelten Orientalistenvolkes aller fünf Weltteile. Prof. D. S. Müller aber war seit jeher ein ausgesprochener Kongreß-Orientalist. Er konnte also keinen andern Zeitpunkt wählen als den heurigen Sommer; denn für den Kongreß in Rom, der (1899) nur wenige Monate nach der Rückkehr der Expedition stattfand, konnte man nichts vorbereiten und so war es denn zweckmäßig, bis zum Hamburger Kongreß (September 1902) zu warten. In der Zwischenzeit hieß es: „Leo, geh du voran, du hast die hirschledernen Hosen an!“ Leo Reinitz konnte das ohne weiters; denn ein Meister wie er bedarf, um bemerkt zu werden, keines Kongresses. Am Kongreß wird D. S. Müller ohne Zweifel einen Vortrag halten und auch die von Dr. Hein mitgebrachten beiden Individuen aus Südarabien (einen Mahriten und einen Sokotraner) als great attraction dem Kongreß vorstellen. Das kann auch Herrn Dr. Jahn nur zugute kommen. Auf Adlerschwingen freilich wird er auch nicht zum Kongreß erscheinen können. Er nicht und Dr. Hein nicht.²⁾ Sie werden sich vielmehr des bescheideneren Behi-

²⁾ Nach einer Notiz der N. Fr. Presse vom 3. August dürfte übrigens nur Müller allein am Kongreß erscheinen, während Hein die zwei Südaraber in Wien betreuen wird. Es genügt ja auch vollkommen, wenn Ciner (nach der N. Fr. Presse vom 1. August) „die Resultate der mit den zwei Eingeborenen gepflogenen Studien vorführt und zugleich die Erfolge Oesterreichs

tels des Dampfrosses bedienen müssen. Allerdings klebt man bei diesem Vehikel an dem Irdischen; aber man kann trotzdem auch per Eisenbahn, wenn auch nicht allzu hoch, so doch immerhin weit kommen.

Um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß ich — in voller Unkenntnis der Coulissenvorgänge — die Sachlage lediglich nach den vorliegenden äußeren Anzeichen beurteilen kann und daher einer eventuellen noch harmloseren Aufklärung, die mir sogar dringend notwendig zu sein scheint, mit Vergnügen entgegensehe. Als Kunstfreund tausche ich dann einen echten Jason gern gegen einen falschen ein.

Ich kann eine tadelnde Bemerkung nicht unterdrücken, noch bevor ich des näheren auf die beiden Werke eingehe. Zahn zählt in der „Einleitung“ seines Buches, allerdings nicht vollständig, die bisherigen Publikationen auf dem Gebiet der Mehrsprachigkeit auf und bemerkt dazu, sein Werk sei „vollständig unabhängig von den vorstehend genannten Artikeln“ ausgearbeitet worden. Wäre das zutreffend, dann könnte ein solcher Vorgang nur beanstandet werden. Denn jedes korrekte wissenschaftliche Arbeiten setzt voraus, daß man von den auf dem betreffenden Arbeitsfelde bisher bereits erzielten Ergebnissen Kenntnis nehme. Im anderen Falle setzt sich der Forscher dem Vorwurf aus, leichtfertig gewesen oder unbewußt beeinflusst gewesen zu sein. Wozu hatte denn das Expeditionsschiff Argo-Gottfried eine ganze Reisebibliothek mitgenommen? Und war in dieser etwa gerade das wichtigste Werk, Malzans *Mehrsprachigkeit*, nicht vorhanden? Es kann ja auch heute noch jemand auf die Idee kommen, mit einem eigens ausgerüsteten Schiff über den Atlantischen Ozean zu fahren. Wenn er dann, wie gar nicht zu bezweifeln, die Küsten Amerikas erreicht und nun behaupten wollte, seine Amerikafahrt sei ganz unabhängig von Christoph Columbus und anderen erfolgt, so wird er dabei kaum auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen. Er hat im besten Falle un-

in der Altertumsforschung im Orient am Kongreß zur Darstellung bringt“. Da Müller in der N. Fr. Presse ausdrücklich erklärt hat, daß weder er noch Dr. Hein die Absicht hätten, den zwei Eingeborenen die Strapazen einer Reise nach Hamburg zuzumuten, so wäre es wirklich höchst inhuman, diese in Wien ohne Aufsicht zu lassen. Hrn. Dr. Hein bleibt also die Ehre der Betreuung der Eingeborenen, während Müller die schwere Last der Repräsentation am Kongreß in selbstloser Weise auf sich nehmen wird. Für Zahn und Landberg, diese beiden anderen Mitglieder der „Expedition“, hat man sonach überhaupt keine Verwendung, weder in Wien noch in Hamburg. Sie brauchen also ihren Landaufenthalt nicht zu unterbrechen. Oh, diese Glückspilze!

bewußt und indirekt auf den Ergebnissen und Taten der Vorgänger gefußt. Daran würde nicht das Geringste geändert, auch wenn er von Amerika tausendmal mehr gesehen hätte als es dem großen Seefahrer des 15. Jahrhunderts gegönnt war. Ich habe eingangs dieses Artikels dem Herrn Dr. Zahn scherzhaft die Worte in den Mund gelegt: „Arm in Arm mit euch, so fordr' ich mein Jahrtausend in die Schranken!“ Das habe ich, vielleicht zu meinem Unglück, so wiedergegeben, als wäre es mein geistiges Eigentum. Ich habe den Satz in der Tat schon bei zahllosen Gelegenheiten zitiert; er ist mir in Fleisch und Blut übergegangen und lag unbewußt in mir. Was kann ich aber erwidern, wenn jemand daherkommen und mir sagen würde, er erinnere sich, einen ganz ähnlichen Satz bereits vor langer Zeit, vielleicht schon vor meiner Geburt, in den Werken eines gewissen Friedrich v. Schiller gelesen zu haben? Doch höchstens nur, daß ich Schiller um das Zehnfache übertroffen habe, was man bei einem Epigonen nur natürlich finden könne; denn aus Schillers „Jahrhundert“ habe ich nicht weniger als ein „Jahrtausend“ gemacht. Aber „vollständig unabhängig“ von Schiller war ich leider nicht. Das könnte ich beim besten Willen nicht mehr behaupten. Auch Zahn war von seinen Vorgängern nicht „vollständig unabhängig“, auch wenn er sich dessen nicht bewußt war. Seine Aufgabe war nicht und konnte nicht sein, die Mehrsprache zu entdecken und ihre Grundregeln festzustellen. Das war schon vor ihm geschehen. Zahns Aufgabe bestand vielmehr in der Erweiterung unserer Kenntnis dieser interessanten Sprache und ich stelle ihm gerne das Zeugnis aus, daß seine Aufnahmen — abgesehen vom Lautlichen — und auch sein Glossar in dieser Beziehung einen großen Fortschritt bedeuten, ein Fortschritt übrigens, der mit der Länge der Zeit, die sowohl er wie Müller auf das Studium dieser Sprachgruppe verwenden konnten, durchaus im Einklang steht. Denn sie waren bisher, neben Dr. Hein, der im heurigen Jahre sich im Mahralande volle 66 Tage mit mehrheitlichen Sprachstudien beschäftigte, die einzigen, welche diesen Dingen einen längeren Zeitraum widmeten. Mal'kan, der bisher am meisten in dieser Richtung gearbeitet hatte, hat während der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Uden sich hauptsächlich mit geographischen Studien und Erkundigungen befaßt und nur nebenbei auch Mehrstudien getrieben. Ich wiederum habe mich in den Küstenstädten überhaupt nie längere Zeit aufgehalten, sondern jedesmal nur bis zum Abgang des Dampfers, wobei ich die an sich schon kurz bemessene Zeit (die nur nach Tagen, höchstens nach Wochen zählte und niemals auch nur annähernd

einen Monat erreichte) noch zum Unpacken meiner Sammlungen, zu ergänzenden geographischen Studien zc. verwenden mußte, so daß mir für das Mehri nur wenig Spielraum blieb, etwa drei bis vier Stunden täglich während neun oder zehn Tagen im ganzen. Ich hatte gleichwohl den Eindruck, daß ich den Malkanschen Ergebnissen Wesentliches hinzuzufügen in der Lage wäre, da ich nicht bloß für den Mahradialekt, den Malkan behandelte, Informanten hatte, sondern auch für zwei andere Dialekte (den Soqotri und den Schbair oder Schehrät) von denen man bis dahin fast nur einzelne Wörterverzeichnisse, noch dazu recht kurze, gekannt hatte. Ja, ich habe auch nach genauer Durchsicht der beiden Werke Jahns und Müllers noch den Eindruck, daß selbst in grammatikalischer Beziehung sich aus meinem Materiale manche Erkenntnis schöpfen ließe, die aus den beiden genannten Werken herauszuschälen unmöglich wäre. Schade, daß Herr Dr. Jahn gerade das wichtigste: die Grammatik, verschmäht oder sie aus anderen Gründen als ein *noli me tangere* betrachtet! Sonst hätte er es erleben können, daß ich vielleicht gleichzeitig mit ihm einen grammatischen Abriss des Mehri veröffentlicht hätte. Ganze Partien der Grammatik aller drei Dialekte — es gibt noch einen vierten, den ich aber nicht kenne — habe ich nämlich schon längst einem seit mehr als einem Jahre druckfertigen Werke über das Relativpronomen *ascher* einverleibt und wüßte ich nicht, daß jetzt ein Sokotraner und ein Mahrte in Wien sind, also nach jeder Richtung einwandfreies Material erhältlich ist — allerdings nicht für mich, vielleicht nicht einmal mehr für Herrn Dr. Jahn —, dann würde ich wahrscheinlich keinen Augenblick zögern, aus meinem *Ascher*-Werke alles auf die drei in Rede stehenden Dialekte Bezügliche herauszugreifen und zu veröffentlichen.

Bei Aufnahme von nicht genau bekannten oder gar gänzlich fremden Idiomen kommen drei Dinge vornehmlich in Betracht: Erstens eine möglichst zuverlässige Rohaufnahme, d. h. eine lautlich genaue Wiedergabe der gehörten Worte und Sätze. Das ist Sache des Thres und der Übung der Sprachwerkzeuge und schon deswegen nicht jedermanns Sache. Zweitens eine möglichst richtige vorläufige Abtrennung der einzelnen Worte und Sätze, so daß mit Hilfe der vom Dolmetscher beigegebenen Uebersetzung der Sinn wenigstens der wichtigsten Worte und Wendungen erfaßt werden könne. Endlich drittens die eigentliche grammatikalische und syntaktische Zergliederung des Materials, etymologische Untersuchung des Wortschatzes u. s. w. Die Vergleichung der einzelnen grammatischen Formen

(Verbalformen, Verbalflexionen, Verbalaffixe, Pronomina, Pronominalaffixe u. s. w.) mit den entsprechenden Formen aller übrigen semitischen Sprachen und die erst hieraus sich ergebende genaue Charakterisierung der aufgenommenen Sprache und ihrer linguistischen Stellung innerhalb der semitischen Sprachfamilie bilden den Gegenstand eines besonderen Studiums.

Der dritte Punkt, durchaus nicht der schwierigste, ist der lohnendste und interessanteste, hat aber zu seiner richtigen und verlässlichen Durchführung die Voraussetzung, daß mindestens die Notaufnahme lautlich absolut genau sei. Ein Beispiel macht das vielleicht deutlicher. Malkan hörte und schrieb chöfl „Bauch“ und erblickt hierin — lautlich zunächst ganz einwandfrei — die arabische Wurzel h. f. l. „sich sammeln, versammeln“ (Volk, Milch, Wasser zc.), „heftig regnen“, „reichlich fließen“ zc. Andere Beobachter, darunter Zahn u. z. in Übereinstimmung mit mir, hörten höfel (mit einfachem h), was zu einer völlig anderen Wurzel und zu einer ganz verschiedenen Erklärung des Wortes führt, die hier auseinanderzusetzen uns indes zu weit führen würde.

Ein noch deutlicheres Beispiel ist vielleicht folgendes. Man stelle sich einen fremden Forscher vor, dessen Ohr die Laute p, b, f, w, v wie f, die Laute g, k, j, ch wie g, die Laute sch, s, z, tz wie s, die Laute d und t wie t, dann h und a wie a hört und der sich nun von einem Deutschen folgende zwei Sätze in die Feder diktieren läßt, deren Wörter ich, um nicht übermäßige Schwierigkeiten zu bieten, absichtlich richtig abgetrennt gebe:

„Mit jesonterer aufmergsamgait fersfolgt man ti forgenge im femisen (= böhmischen!) lantage, lest sig ga tort ter fulslag tej ti inere solitig seit garen junegst ferirenten Straites am taitligsten fersfiven. Ein frit nag forfers ist erfraitigerfaise jon in tem umstante su gonstativen, taf taitte und segen (Czechen!) fritlig mit ainanter ti lantefragen feraten.“

Nur zum letzten Wort! Was ist richtig: „verraten“ oder „beraten“?

Fast am meisten Verwirrung richtet in dieser Hinsicht der Laut ain an; neben ihm nur noch gewisse andere den semitischen Sprachen eigentümliche Laute. Ich kenne Europäer, die 30 Jahre unter Arabern lebten und gleichwohl niemals den Laut 'ain gehört oder gesprochen haben, vielmehr mit vollster Ueberzeugung ihr Parere dahin abgeben, daß dieser Laut im Arabischen nicht existiere. Ebenso gibt es Europäer, besonders aus romanischen Ländern, die statt kh (schweizerisches ch in „ich“, das sogenannte

uvulare ch) stets k hören und sprechen und die um nichts in der Welt zugeben würden, daß der Araber khamsa (chamsa) und nicht kamsa („fünf“) sagt.

Und so gibt es noch eine ganze Reihe semitischer Laute (das Kehlkopf-h, das unweit der Uvula artikulierte k oder q, die verschiedenen Zischlaute, dann das dhād zc.), die der Europäer in der Regel gar nicht oder falsch erfäßt. Es gibt eben mit Bezug auf fremde Sprachen — nicht bloß für die orientalischen —, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Art Lautetaubstummheit oder Lautunempfindlichkeit, Lautimpotenz, Lautunfähigkeit. Wenn man nun bedenkt, daß die etymologischen Entsprechungen der Laute in den einzelnen semitischen Sprachen ganz bestimmten Gesetzen folgen, so kann man sich leicht vorstellen, zu welchen Verirrungen falsch erfäßte Worte führen können.

Alles, was über die Rohaufnahme hinausgeht, fällt in das Bereich der spekulativen Studien und trägt insfolgedessen stets ein individuelles Gepräge, ganz ähnlich wie z. B. bei Inschriftenaufnahmen. Die Rohaufnahme einer Inschrift, mit genauester Wiedergabe selbst aller Buchstaben oder Resten von vorläufig unverständenen und undeutbaren Strichen, Linien zc., also ohne jede wie immer geartete Retouche, ist die erste und die wichtigste Grundlage. Eine behufs gefälligeren Aussehens einer Publikation veranstaltete Ergänzung einzelner Striche zu Buchstaben, ein Ueberziehen der Buchstaben Spuren am Abklatsch mit Farbe, um ein deutlicheres Photogramm liefern zu können, alles das sind schon persönliche Auffassungen und Deutungen der Inschrift und können überhaupt nicht mehr als Grundlage für das Studium dienen. Geben sie sich gar als Rohaufnahmen aus, dann führen sie die Wissenschaft direkt irre; denn persönliche Lesungen dieses oder jenes Buchstabens oder Wortes werden in diesem Falle als unantastbares und unanzweifelbares Original hingestellt. Daß diejenigen Gelehrten, die das machen, das Bewußtsein der möglichen Irreführung haben, geht schon daraus hervor, daß sie die betreffenden Rohkopien, Abklatsche zc. in der Regel aus dem Wege räumen, um jede Nachkontrolle zu vereiteln. Die Rohaufnahmen sollten also stets in ihrer ursprünglichen Gestalt publiziert werden, was ja nicht hindert, daß gleich daneben oder darunter eine retouchierte Fassung gesetzt werde, durch die der Autor vor dem Verdacht geschützt wird, daß ihm das Aufgenommene (die Inschrift, der Dialekt zc.) eine terra incognita sei. Die retouchierte Fassung steht beinahe schon auf derselben Stufe wie die Uebersetzung. Letztere mag noch so gewissenhaft und auf Grund noch so großer Sachkenntnis angefertigt sein, sie ist und bleibt doch stets der

Revision unterworfen, ja ist immer revisionsbedürftig. Kommentare, Schlußfolgerungen, andere Untersuchungen aller Art, die irgend eine Rohaufnahme zum direkten oder indirekten Ausgangspunkt haben, gehören in das Gebiet der wissenschaftlichen Werke, können also von vornherein nur auf vorübergehende Geltung Anspruch erheben und sind der Kritik und der Umgestaltung, oft einer völligen, unterworfen. Wie heißt es doch in Faust: Was glänzt, ist für den Augenblick geboren, das Echte bleibt der Nachwelt unverloren! Bei einer Forschungsreise können also als Ergebnisse nur die Rohaufnahmen jeglicher Art (Inschriften, Sprachaufnahmen, Handschriften, topographische Messungen, Peilungen, Längen- und Breitenbeobachtungen, topographische à vue-Aufnahmen und Croquis, naturhistorische Sammlungen mit Beschreibung der Fundstätten, geologische Profil-aufnahmen zc.) gelten. Alles was darüber hinausgeht, ist Gelehrtenarbeit und gehört in die Studierstube, bezw. ins Laboratorium. Das schließt natürlich nicht aus, daß eine und dieselbe Persönlichkeit beiden Beschäftigungen obliegen kann. Warum auch sollte man nicht Reisender und Gelehrter sein können oder, wenn man das so lieber hört, Gelehrter und Reisender! Nur muß man in jedem Falle die beiden Tätigkeiten streng auseinanderhalten. Ich kann beispielsweise hundert Inschriften entdecken. Das ist Reisetätigkeit. Ich und zehn andere Gelehrte können aber auf dieses Bändchen Inschriften hundert dickeleibige Bände linguistischen, historischen, geographischen und Gott weiß welchen Inhalts aufbauen. Das ist Gelehrtenarbeit. Eine neue Pflanzenart, an sich ein bescheidenes Reise-Ergebnis, kann zu einer ganzen Umgestaltung der botanischen Ansichten Anlaß geben und zu einer Flut von botanischen Publikationen. Kann man aber dann diese ganze Literatur, diese Studierzimmer- oder Laboratorienarbeit irgendwie als Reise-Ergebnis bezeichnen?

Die bisherigen Publikationen der Wiener Südarabischen Expedition rufen aber gerade diesen Eindruck hervor. Wirkliche Reiseergebnisse, d. h. Rohaufnahmen, sind uns bisher nicht vorgelegt worden, sondern zwei Bände feinstretouchierter Aufnahmen der Somalischsprache (mit Einschluß eines somalisch-deutschen, bezw. deutsch-somalischen Wörterbuchs, in Wien gemacht von Reinisch, der gar nicht auf der Reise mit war, und die zwei neuen Bände. Ich habe bisher ca. 1000 arabische Manuskripte nach Europa gebracht. Wenn da tausend Orientalisten sich darüber machen würden, so könnten sie mindestens 5000 Bände publizieren. Sie würden sich aber schönstens bedanken, wenn sie jeder einzelnen ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen den Haupt-

titel vorsetzen müßten: „Ergebnisse der südarabischen Reisen Dr. Eduard Glasers“. Außer den zwei Keinijschen Werken bescherte man uns nun, wie bereits bemerkt, die beiden Publikationen Zahns und Müllers. Diese Publikationen mögen an sich ganz gut sein und ich gestehe, daß ich selbst sie nur günstig beurteilen kann, aber eigentliche Reiseergebnisse sind sie nicht, denn keine von beiden erweist sich als eine wirkliche Rohaufnahme. Eine solche wäre für uns und für alle Zeiten wichtiger als die retouchierten Aufnahmen, die uns von den beiden Forschern vorgelegt wurden. Die Herren haben ihre eigenen grammatischen Ansichten, ihre etymologische Auffassung, ihre Meinung über das Vorhandensein dieses oder jenes Lautes zc. in das Aufgenommene, in das Gehörte hineingelegt, statt das Gehörte ohne jede Zutat, ohne jede Korrektur einfach wiederzugeben. Neben der ganz rohen Wiedergabe wäre uns die retouchierte Aufnahme, gleichviel ob sie sich als korrekt erweist oder ob sie voller Fehler ist, ganz willkommen gewesen; denn sie ist bereits eine vorläufige erste wissenschaftliche Durchdringung des Rohmaterials, natürlich mit allen Vorzügen, aber auch mit allen Fehlern, die einer solchen anhaften, was aber nichts auf sich hätte, da die irrigen Auffassungen mit der Zeit und zwar an der Hand der Rohaufnahme ausgemerzt werden könnten. Statt dessen aber wird uns die Rohaufnahme, also die eigentliche Grundlage, vorenthalten. Da ist die Kontrolle von vornherein abgeschnitten. Glücklicherweise besitze ich eigenes Material und bin so in der Lage, den Grad der Zuverlässigkeit der beiden Publikationen zu beurteilen und ich gestehe und werde dies an geeigneter Stelle detailliert nachweisen, daß ich sowohl mit Bezug auf den Lautbestand, wie auch hinsichtlich des grammatischen Baues zc. auf Grund meines Materiales, das doch verhältnismäßig nicht sehr umfangreich ist, in manchen Punkten zu Ansichten gelangt bin, die mit den Zahnschen und den Müllerschen Textproben nicht in Einklang zu bringen sind. Während nach den beiden Wiener Forschern — um nur den einen Punkt schon jetzt zu streifen — das Mehri und das Sokotri eine der lautärmsten semitischen Sprachen wäre, ist sie nach meinem Material im Gegenteil geradezu eine der lautreichsten, vielleicht sogar die lautreichste überhaupt. So stellt Zahn, offenbar beeinflusst von Malkan, der im Mehri die Tendenz beobachtet haben will, den Laut 'ain abzuwerfen, also eine Art Schwindsucht des 'ain diagnostizierte, die direkte Behauptung auf (Einleitung S. VIII, Schriftentabelle), daß die Mehriten den Konsonanten 'ain überhaupt nicht hätten, und auch Müller, hierin vielleicht

Zahn folgend, verzeichnet in keinem einzigen seiner zahlreichen Mehrtexte ein 'ain, während es in seinen Sokotri-texten von 'ain förmlich wimmelt; denn sie finden sich bei ihm überall, gleichviel ob sie in der Wirklichkeit vorhanden sind oder nicht. Das macht ja ganz den Eindruck, als ob das schwindfüchtige 'ain im Mehri mittlerweile entweder der furchtbaren Krankheit erlegen oder doch wenigstens das südlichere Klima Sokotras aufgesucht hätte. Tausende von Jahren lebte es frisch und munter, im Jahre 1871 nach Christi Geburt zeigten sich die ersten bedenklichen Symptome von Tuberkulosis und schon 27 Jahre später fanden es zwei Wiener Aerzte gestorben, verwest und begraben! Armes 'ain! Da ich den Patienten des Fehrn. v. Malkan indes in der zweiten Hälfte der 80er Jahre und im Jahre 1894 bei bestem Wohlsein antraf, so muß nach meiner Abreise ein Rückfall eingetreten sein, der dem armen Laut den Garaus machte. Es liegt offenbar ein Fall galoppierender Schwindsucht vor, sehr schnell galoppierender sogar. Ich kann aber trotz allem und allem nur sagen: Die Schreckensbotschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. Eher neige ich der Ansicht zu, daß die Herren Aerzte den kerngesunden Burschen nur irrtümlich für krank und zuletzt gar für tot hielten, weil ihr verschleiertes Auge ihn nicht zu sehen vermochte; denn in der kurzen Zeit von 1894 bis 1898 stirbt ein so robustes Laut-individuum, dessen Lebensdauer sich nach Jahrtausenden berechnet, nicht dahin, insbesondere wenn sich nichts, aber auch rein gar nichts, in seinen Existenzbedingungen geändert hat. Daß der Laut aber eines plötzlichen Todes gestorben wäre, etwa aus Schreck über den Anblick des Fünzigrunderers Argo-Gottfried, ist zwar möglich, aber doch wohl höchst unwahrscheinlich, denn von diesem Schreck würde er sich raschestens wieder erholt haben, da er bald genug erkannt hätte, daß von Jason-Müller höchstens die Gefahr drohte, totgesagt oder totgeschwiegen zu werden, woraus sich besagtes 'ain, anspruchslos, wie es nun einmal ist, nichts machen würde. Ich hege also die bestimmte Hoffnung, ja die felsenfeste Ueberzeugung, daß das 'ain in Mahra gerade so wie in Sokotra und in Zafar, sich auch jetzt noch seines Lebens freut. Doch Scherz bei Seite! Ich habe sowohl bei den Mahriten, wie bei den Sokotranen und den Bewohnern von Zafar den Laut 'ain ganz normal vorgefunden und zwar bei allen Individuen, mit denen ich in Aden zusammentraf. Bei meiner Vertrautheit mit den arabischen Sprachlauten wäre gerade mir das Fehlen des 'ain sofort aufgefallen, genau so wie mir bei irgend einer deutschen Völkerschaft das etwaige Fehlen eines unserer deutschen Konsonanten gar nicht entgehen könnte.

Uebrigens hat das 'ain im Mehri Hrn. Prof. Müller einen argen Streich gespielt. Ich konnte mir nämlich einige Stellen in seinen Mehritexten notieren, aus denen bündig hervorgeht, daß die von Müller dort gegebene Transkription nur unter der Voraussetzung eines sehr deutlichen 'ain erklärlich ist, eines Konsonanten, dessen er sich zwar schon an und für sich aus dem bereits angegebenen Grunde nicht bewußt war, den er aber auch schon aus Voreingenommenheit — es war bei ihm ja ausgemachte Sache, daß der Laut 'ain im Mehri überhaupt nicht existiere — gar nicht einmal gehört hätte.

Wer übrigens mit Bezug auf den 'ain-Laut taubstumm ist — und das scheint man in Wien, Feldgasse 10, zu sein — der wird diesen Laut weder je erfassen, noch auch nur begreifen können, daß auch das 'ain genau so seine graduellen Unterschiede (mehr oder weniger intensiven Charakter) hat wie jeder andere Konsonant. Vom t z. B. bis herab zum d gibt es eine ganze Reihe von Nuancen, und selbst über das d hinaus gibt es noch immer d-Laute, freilich solche, die nur noch einen Anflug, einen blässen Schimmer dieses Lautes haben und nur für geübte Ohren noch erkennbar, also gewissermaßen d-Laute in homöopathischer Verdünnung sind. Daselbe gilt vom k in der Richtung nach dem g hin und darüber hinaus, vom deutschen ch (in „ich“, „richten“) nach dem (deutschen) j, vom p in der Richtung nach dem (englischen) w, vom f in der Richtung nach dem (deutschen) w, vom arabischen h nach dem 'ain und darüber hinaus bis zum nichtamstierten Vokal a, vom š (sch) in der Richtung nach dem ž (französisch j), vom scharfen s in der Richtung zum weichen deutschen š (französisch z), vom arabischen th (englisches hartes th) in der Richtung zum griechischen d (weiches englisches th), kurz von jedem sogenannten harten Laut in der Richtung zu dem entsprechenden, an der gleichen Stelle artikulierten weichen und über diesen hinaus, sonach auch vom semitischen Szad, Ta (ث), Kha, Samekh u. f. w. So wie also z. B. das s innerhalb des deutschen Sprachgebietes graduell sehr verschiedenartig ausgesprochen wird (im Norddeutschen klingt es in „sagen“, „sonst“ zc. viel weicher als in Süddeutschland), genau so weist auch die Aussprache des 'ain in den verschiedenen arabischen Ländern durchaus nicht den gleichen Intensitätsgrad auf. In Aegypten z. B. ist das 'ain viel weicher als in Tunisien, ja selbst in einem und demselben Lande hat die eine Gegend ein intensiveres 'ain, die andere ein weniger intensives. Aber 'ain ist es da wie dort, es ist da wie dort vollkommen gleich gebildet, an der gleichen Artikulationsstelle, unter Benutzung der gleichen Sprachorgane in der

gleichen gegenseitigen Stellung. Ich will aber nicht in Abrede stelle, daß das 'ain dort, wo man es erwarten würde, bisweilen fehlt. Das beweist aber nicht, daß dieser Laut in der Mehrsprache überhaupt fehle, sondern nur, daß er bei gewissen Gruppierungen der Vokale und bei gewissen Wort- oder Verbalformen unterdrückt wird. Da nimmt er aber keine Sonderstellung ein, sondern teilt dieses Los mit einer ganzen Reihe anderer Konsonanten. Ihdot z. B. heißt „er nimmt“, tedhaitim „ihr nehmet“. Die Wurzel dieses Verbs ist dh. b. t. (mit v, nach Maschan jedoch mit th). Sie tritt in anderen Formen desselben Verbs voll auf (also mit dem h), zum Beispiel dhabtöt oder dhabetöt „sie nahm“. Es wird nun wohl niemand einfallen, deswegen etwa zu behaupten, daß Mehri habe die Tendenz, den Laut b abzuwerfen. Diese nur unter ganz bestimmten Umständen erfolgende Eliminierung einzelner Konsonanten findet in allen semitischen Sprachen statt. Arabisch sagt man ittakal statt iwtakal, sabäisch hassara statt hansara, hebräisch massebah statt mansebah u. s. w. Es ist dies die Erscheinung der sogenannten Assimilation oder Kontraktion, die aber in keiner anderen semitischen Sprache so häufig und so weitgehend auftritt, als in den drei Dialekten von Mahra, Zafar und Sokotra und die gerade das Interessanteste bei dieser Sprachgruppe ist. Sie ist jedoch auch hier ganz bestimmten Gesetzen unterworfen und es ist durchaus nicht der Willkür überlassen, z. B. bei einem dreiradikaligen Verb nach Belieben bald den ersten, bald den mittleren, bald den Schlußradikal, bald wieder die zwei ersten Radikale oder die zwei letzten oder den ersten und letzten wegzulassen. Freilich sind wir heute noch nicht so weit, all die bezüglichen Gesetze mit absoluter Sicherheit festzustellen. Daß sie aber vorhanden sind, das sehen wir bereits jetzt mit voller Deutlichkeit. Nur muß man sich hüten, in die Kohauptnahmen nach eigenen vorgefaßten und wenn auch noch so begründet erscheinenden Ideen irgend einen Buchstaben einzufügen oder irgend etwas vermeintlich Nichtpassendes oder Ueberflüssigerscheinendes oder nicht voll und zum greifen deutlich Ausgeprägtes wegzulassen; denn eine solche retuschierte Aufnahme, wenn die wirkliche Kohauptnahme nicht vorhanden ist, würde der naturgemäß sich nur allmählich einstellenden Erkenntnis in lautlicher, wie in grammatischer und etymologischer Hinsicht in hohem Grade hinderlich sein, ja in vielen Fällen sie sogar direkt auf falsche Fährte führen.

Alles, was über die Lautimpotenz unserer Semitisten im Hinblick auf das 'ain gesagt wurde, gilt in gleicher Weise bezüglich einer ganzen Reihe anderer Laute, be-

sonders der ganz unzutreffenderweise als „emphatische“ bezeichneten, dann der Zischlaute, des Kehlkopf-h u. j. w. Man kann ruhig behaupten, daß nichts unsern Semitisten so vollständig abgeht wie die physiologische wirkliche Kenntnis gewisser semitischer Laute. Da gibt es Leute, die ganze Abhandlungen über die Aussprache der semitischen Buchstaben schreiben, ohne auch nur die leiseste Ahnung vom Lautwert derselben zu haben. So oft ich so etwas las, kam es mir immer so vor, als ob der Betreffende mir en détail die Musik der Marsbewohner beschriebe, von der man mit Sicherheit und ehrlicher Weise doch wirklich nichts weiter behaupten kann, als daß sie aus Sphärenklängen besteht. Auch in den zwei Werken Zahns und Müllers sind mehrere Laute teils gar nicht, teils falsch wiedergegeben worden. So fehlt z. B. in beiden Büchern jede Spur der nur ansatzweise artikulierten Verschluß- und Reibungslaute, an die sich kein Vokal anschließt, denen vielmehr stets unmittelbar ein scharf ausgeprägtes (hartes!) Hemze (scharfes plötzliches Öffnen der Stimmritzen) folgt, das den Träger des Vokals bildet, und doch sind gerade diese vielleicht zur Klasse der mir übrigens nicht näher bekannten Schnal-laute gehörigen Laute — es sind nicht bloß emphatische darunter — förmlich charakteristisch für die in Rede stehende Sprachgruppe, die sich in dieser Beziehung sehr auffallend dem heutigen Amharischen nähert. Ferner vermiße ich fast jede Spur der Nasalisierung, die doch so manche bis jetzt unerklärt gebliebene grammatikalische Erscheinung verständlich macht, und so weiter. Auch die zwittermäßigen Wechsellaute wurden gar nicht beachtet, d. h. solche Laute einer bestimmten Artikulationsstelle, die aber nahe bei oder direkt an der Artikulationsstelle eines ganz anderen Lautes gebildet werden, wie z. B. ein k, das man statt an seiner normalen Artikulationsstelle an einem weiter nach vorn gelegenen Teile des Gaumens bildet, oft schon nahe oder ganz an der Artikulationsstelle des t, ferner das ähnlich geformte Wechsel-g und noch andere Laute. Zu diesen Wechsellauten gehört auch ein sehr wichtiger Laut, der noch immer nicht richtig erfaßt wird und auch von Müller wieder völlig falsch beurteilt wird: das hebräische samekh oder, was nach Hommels einwandfreien diesbezüglichen etymologischen Untersuchungen dasselbe ist: der sabäische Zischlaut, welcher durch zwei mit dem Rücken aneinanderstoßende \leq (= Σ) dargestellt wird, also $\leq\leq$. Müller, der nicht erkannte, daß die Mahriten, die Sofotraner und die Zafarener genau wie die Sabäer und Hebräer drei (harte) S-Laute (\sin , sin und $samekh$), aber außer diesen auch noch die entsprechenden drei weichen Laute, so wie

auch ein weiches szád u. s. w. haben, stellt jetzt die Behauptung auf, das diesen Dialekten eigentümliche laterale (zum rechten Mundwinkel hinausgesprochene) sch sei identisch mit dem eben gekennzeichneten sabäischen Zeichen, „wodurch einerseits“, wie er meint, „der Lautwert dieses lang umstrittenen Zeichens festgestellt, andererseits für die Zusammengehörigkeit des Sabäo-Minäischen mit der Mehri-Soqotri-Sprache ein neuer Beweis erbracht wird“. Ein Blick in ein beliebiges Mehri-Wörterverzeichnis hätte ihn belehren können, daß das laterale sch selbst in 100, ja vielleicht 1000 Fällen, wohl noch kein einzigesmal dem in Rede stehenden sabäischen Zeichen entspricht. Seiner Natur nach kann das laterale sch — von dem entsprechenden weichen Pendant, der gleichfalls vorhanden ist, sei einstweilen abgesehen! — nur dem einfachen sch, bezw. dem th entsprechen, hat aber, was wieder eine Folge seiner Artikulationsstelle ist, stets eine Beimischung von l, so daß dieser Laut denn auch bisweilen verschwindet, wenn er direkt auf das laterale sch folgen soll, wie im (echt semitischen) Zahlwort „drei“, das denn auch nicht slöset, slöthet oder thlöthet lautet, sondern sösit oder söthit (ich muß mich hier, wo die Typen fehlen, mit solchen Buchstaben behelfen, die annähernd einen Begriff von der Aussprache geben; in Wirklichkeit wäre statt s ein laterales š, statt ö ein langes a einzusetzen, das wie das englische a in water, hall zc. einen o-Laut in sich schließt) lautet, woraus Müller allerdings bald sofet, bald söghafit, ja sogar sofit (mit szád! Welch respectable Leistung eines semitischen Sonntagsjägers! Ein Achtzehnder!) gemacht hat, das Wort offenbar für nicht semitisch haltend und gar nicht ahnend, daß š, da es gerade so wie th an der oberen Zahnreihe artikuliert wird (nur unter Beihilfe der Unterlippe, während bei th diese Beihilfe die Zunge vertritt) zum Verwechseln ähnlich klingt wie th³⁾ und daher nicht bloß bei Mehriten, sondern auch bei Arabern vielfach an Stelle des th tritt (Tunis: famma statt thamma „dort“, Jemen: Dafina statt Dathina u. s. w.). Das laterale sch hat nichts zu schaffen mit dem Samekh. Das Samekh ist vielmehr ein uns wohlbekannter und leicht definierbarer Laut. Die Griechen haben ihn und verwenden dafür sogar dasselbe Zeichen (C, σ) wie die Hebräer (ס) und denselben Namen (sigma, aus simga, syrisch semkhat, hebräisch samekh); die tunesischen Juden haben ihn (an Stelle des sch und des s), weshalb

³⁾ Das ganz gleiche Verhältnis wie th und f weisen natürlich auch die entsprechenden weichen Laute dzál (ð) und (deutliches) w auf. Man spreche beispielsweise wálíka statt dálika und man wird von der Klangähnlichkeit überrascht sein.

man diese sogar für Nachkommen der Ephraimiten hält, die im Worte siboleth oder schiboleth („Aehre“) den ersten Laut wie samekh sprachen, dadurch bei der Jordansfurt, als sie vor den Gileaditern flüchteten, erkannt und von diesen niedergemetzelt wurden (Richt. XII, 6); ja sogar viele Italiener haben ihn. Der samekh-Laut ist nichts anderes als ein möglichst nach vorn gerücktes deutsches ch, ein eh, das dicht bei der Artikulationsstelle des s ausgesprochen wird. Es wird eben deshalb auch nicht mit der Zungenspitze artikuliert, wie die sämtlichen s- und sch-Laute, sondern mit dem der Zungenspitze zunächst gelegenen Teil des Zungenrückens, ähnlich wie das vordere ch und wie deutsches j, wieweil letzteres ja nichts anderes ist als der weiche Pendant eben dieses ch-Lautes. Der weiche Pendant des samekh kommt in den Mehri-Dialekten gleichfalls vor, ist aber von Müller noch weniger bemerkt oder gar erkannt worden als der harte samekh-Laut. Wie man sieht, haben gerade diese Dialekte ein fast ideal vollständiges Lautsystem. Es ist indes hier nicht der Ort, auf diese in ihrer Art einzig interessanten Verhältnisse einzugehen. Da müßte man eine vollständige Lautlehre hier entwerfen. Eines aber kann gesagt werden: Gerade diese Dialekte, wenn lautlich genau aufgenommen, werden uns in die Lage versetzen, die sämtlichen Laute der semitischen Sprachen genau zu verstehen. Eine solche Aufnahme kann aber kein lauteimpotenter Forscher vornehmen und wäre er sonst auch, wie ich bezüglich Müllers und Zahns gern zugebe, der scharfsinnigste Grammatiker und Linguist, genau so wenig, wie etwa ein Farbenblinder, der drei oder vier Farben absolut nicht sieht, ein bunt koloriertes Gemälde zu kopieren vermag und wäre er im übrigen selbst der größte und genialste Künstler des Erdballs.

Gerade im Hinblick auf die Wichtigkeit einer genauen Erklärung des in Rede stehenden Zischlautes dürften auch einige Bemerkungen über die einschlägigen Laute in griechischen Alphabet nicht unangebracht erscheinen.

Die Griechen verwenden in ihren Inschriften nur zwei Zischlaute (Ξ und Σ), deren einer (das Ξ) in seiner inschriftlichen Form (drei parallele Linien durchschnitten von einer senkrechten Linie) und im Zahlwert (nämlich 60) vollkommen übereinstimmt mit dem altsemitischen samekh, während das samekh (Ⓛ) der hebräischen Quadratschrift, das den gleichen Lautwert und auch den Zahlwert 60 hat, scheinbar eine andere Form aufweist, die mit dem griechischen σ und ϸ übereinstimmt, indes sich ebenso wie das Ξ aus dem Σ herleiten läßt. Dieses letztere Zeichen, zu dem auch das Zeichen Ϸ gehört, hat in den Inschriften die

Form ζ und entspricht dem altsemitischen šin oder sin . Nur der untere, schräg nach rechts unten (im semitischen Zeichen, das ja in entgegengesetzter Richtung gewendet ist, natürlich schräg nach links unten) angelegte Strich fehlt. Das Σ hat diesen Strich, nämlich den unteren Horizontalstrich, ist also vollständiger als das ζ . Sein Zahlwert ist 200, während das entsprechende semitische Zeichen die Zahl 300 bedeutet. Diese Verschiebung des Zahlwertes beginnt bereits bei 90, für welche Zahl das Semitische den Buchstaben Szade hat, der dem griechischen Alphabet fehlt, so daß hier für 90 das Koppa eintritt, das im Semitischen 100 repräsentiert. Derselbe Unterschied besteht dann auch noch bei 100 (semitisch Koph, griechisch Rho), 200 (semitisch r, griechisch Σ und ς sowohl wie σ , alle drei Formen unter dem Namen Sigma), 300 (semitisch šin , griechisch Tau), 400 (semitisch Tau, griechisch bereits ein dem Semitischen fehlender Buchstabe: Ypsilon) u. s. w. Griechisches Σ und ς dürften sonach ursprünglich keineswegs sigma geheißen haben, sondern, wie Zahlwert und Form nahelegen, wohl ähnlich wie das semitische šin , möglicherweise sogar (χ)sin oder (k)sin, d. h. ksi. Andererseits dürfte auch Ξ ursprünglich nicht ksi, sondern wahrscheinlich sigma geheißen haben, so daß das σ eigentlich vom $\zeta\Sigma$ zu trennen wäre. Das σ , das dem Namen nach zum Ξ gehört, andererseits aber mit dem Σ identifiziert wurde, muß lautlich sowohl dem Ξ wie auch dem Σ sehr nahegekommen sein. Nimmt man an, daß Ξ mit Rücksicht auf dessen Identität mit dem altsemitischen samekh ursprünglich nicht ks, sondern chs (χs) gesprochen wurde, dann hatte es in der Tat alle Eigenschaften des σ , das ja nichts anderes als ein nach vorne (nämlich bis zur Artikulationsstelle des s) gerücktes χ und daher ein Zwitterlaut ist, der die Laute χ und s in sich vereinigt. Eben deswegen mag man ihn neben „sigma“ auch noch χsi (woraus erst später ksi) genannt haben. Da dieser Name an den Namen šin anklang, so behielt man für Ξ nur den einen Namen χsi und übertrug den Namen sigma auf den Buchstaben Σ und gesellte diesem auch noch das σ zu, möglichenfalls, weil sich der Laut desselben mehr dem des Σ näherte oder besser: weil das Ξ immer mehr und mehr in seine Bestandteile $\chi + s$ zerfiel oder aus einem χs zu einem ks geworden war. Es gab sonach im Griechischen ein älteres sigma ($\Xi = \chi s$) und ein jüngeres (σ), ganz wie im Semitischen, dessen älteres samekh die gleiche Form hat wie das inschriftliche ksi der Griechen und dessen jüngeres (das hebräische D) in der Form mit dem griechischen σ übereinstimmt. Die Differenzierung ging sonach ursprünglich vom samekh aus, aber nur bei den Griechen, wo sich aus

dem ursprünglichen (nicht doppelkonsonantischen, sondern einheitlich verschmolzenen) χ si ein ksi entwickelte, so daß es nun von dem σ sich schon ziemlich deutlich unterschied, was zur Folge hatte, daß es einen besonderen Namen (ksi) annahm und seinen Kameraden σ mitsamt dessen Namen dem nächsten Klangverwandten (dem Σ) überwies, der an Stelle seines ursprünglichen Namens (san oder besser sin, šin) den neuen Namen (sigma) acceptierte und seinen eigenen (šin) verlor oder an Ξ abtrat. Man beachte nur, daß selbst die Hebräer ihr šin nicht durchwegs so genannt zu haben scheinen, denn die Septuaginta transkribiert den Namen dieses Buchstabens nicht bloß $\sigma\epsilon\nu$, sondern auch $\chi\sigma\epsilon\nu$. Das klingt aber so sehr an χ si (= ksi) an, daß die Griechen ihr Σ , wenn sie Verwechslungen vermeiden wollten, nicht auch $\chi\sigma\epsilon\nu$ nennen konnten, sondern ihm vielmehr eine andere Bezeichnung (sigma) beilegen mußten. Ursprünglich gab es wie im Griechischen (Ξ und $\Sigma = \zeta = \varsigma$) auch in den semitischen Sprachen nur zwei Zeichen für Zischlaute: samekh und sin (oder šin). Aber auch diese sind nicht unabhängig voneinander; sie sind vielmehr eines aus dem anderen gebildet worden. Wie das in schriftliche griechische Ξ nichts anderes ist als ein Doppelsin (zwei mit dem Rücken aneinandergelohnte sin), allerdings als solches nur noch in der alten schematischen Form des Σ (sem. Ξ , griech. E) erkennbar, ebenso ist das altsemitische samekh ein Doppelsin, das jabäische samekh ein Doppelsin, ebenso auch das syrische. Dabei ist es gleichgültig, ob wir das samekh aus dem sin oder dieses aus dem samekh herleiten. In manchen Alphabeten (z. B. im phönizischen, in der Teima-Zinschrift, zum Teil auch im syropalästinensischen) ist es scheinbar kein Doppelsin, sondern dadurch gebildet, daß man dem sin vorn und rückwärts je einen Strich oder einen Haken anfügt, bezw. die offenen Endstriche des sin in geschlossene Schlingen verwandelt. Das ist aber nur scheinbar; denn in Wirklichkeit kann das phönizische Zeichen, dann das in der Teima-Zinschrift und noch manches andere, als kursive Form des (nach Art des auf Siegeln und Gemmen gebräuchlichen vereinfachten) alten samekh erklärt werden. Es sind einfach die drei Parallelstriche etwas schräg nach rechts aufwärts gerichtet und untereinander durch Linien (Lustlinien) verbunden. Der sonst alle drei Parallelstriche senkrecht durchschneidende Vertikalstrich ist als Haken bloß an den untersten angefügt. Genau so ist auch das griechische ξ entstanden. Sind ja Σ und ζ selbst gleichfalls nichts anderes als schon kursiv gestaltete Formen des alten sin, nämlich des Ξ oder E! Am wenigsten deutlich erkennbar ist die Bildung des hebräischen σ und des griechischen σ oder C. Das σ hat

seinen nächsten Formverwandten (nach der Guttingischen Uebersichtstafel der semitischen Schrift, in Zimmerens Vergleichender Grammatik der semitischen Sprachen) im Arabo-syrischen und Nabatäischen, im Pehlewi und im Palmyrenischen, also in lauter jüngeren Schriftarten. Es ist nichts anderes als ein sin, an dessen linkem Strich man nach außen eine Schleife ansetzte, die dann in den Mittelstrich einbog und diesen durch einen Bogen mit dem rechten Strich verband, so daß eine geschlossene Figur entstand, mit einer Schleife links oben, einer Rundung rechts und einer Spitze unten. Schließlich ging auch noch die Schleife ein und im Pehlewi sogar der linke Grundstrich, so daß nur der rechte Bogen übrig blieb, der einem umgekehrten griechischen C entspricht, während das σ noch im gleichen Grade erhalten ist wie das hebräische D. Unsere deutschen Buchstaben S, s, die kursive Majuskel S unserer Schreibschrift, das Schluß- (runde) s, ebenso das kursive lange (weiche) s derselben Schreibschrift und das lateinische C gehen auf σ zurück, dagegen S, s, Kursiv-S, s, ferner Z und z auf ζ (alte, jedoch nicht älteste, Form des Z). Die Differenzierung der ursprünglich nur in einer Zweizahl vorhandenen Zischlautzeichen zu drei Lauten (s, š, samekh) ging nicht in allen Sprachen gleichmäßig vor sich. Die Hebräer spalteten das sin in zwei Laute (šin, sin) und deuteten das durch einen Punkt (rechts, bezw. links) an, die Syrer verwendeten das samekh sowohl für samekh als auch für sin, die Griechen machten aus dem alten samekh ein ksi und warfen das jüngere samekh (sigma) mit dem Z zusammen, die Deutschen machten das griechische σ (hebräisch D) zu ihrem Zeichen für S, die Lateiner verwandten das ζ (also das sin oder šin) zu dem gleichen Zweck. Merkwürdig ist das Verhalten der Sabäer, Lihjaner, Abessinier und Berber. Die Sabäer haben nämlich neben dem šin und dem samekh noch ein eigenes Zeichen für s (sin), das deutlich mit dem szade zusammenhängt, also keine Differenzierung des šin ist. Dasselbe gilt für die Lihjan, die im sin und šin mit den Sabäern übereinstimmen, aber im samekh von diesen abweichen, da sie diesen Laut nicht durch Doppelschreibung, sondern (wie Hebräer, Nabatäer) durch Differenzierung des šin zur Darstellung bringen, indem sie den linken und den rechten Strich nach der anderen Seite hin verlängern (übrigens ganz wie schon in der Sendschirli-Inschrift). Die Berber haben sehr deutlich die Zeichen: šin, altes samekh und ein Zeichen für s, das dem sabäischen sehr nahekommt. Die Äthiopen (Géez) haben nur šin und sabäisches s, also kein besonderes Zeichen für samekh.

Ueber die Aussprache des samekh kann kein

Zweifel obwalten. Da die Semiten keine Doppelfonanten hatten oder haben, so muß das altsemitische samekh, für das es in jeder Sprache nur Ein Zeichen gab, in allen semitischen Sprachen, in denen es vorhanden war, in ganz gleicher oder doch annähernd gleicher Weise ausgesprochen worden sein. Es muß dem alten ursprünglichen griechischen Σ ähnlich (oder gleich) gelautet haben, also die Laute χ und s in sich vereinigt haben. Das ist aber genau noch beim heutigen griechischen s (σ, Σ, ς) der Fall; denn dieses ist ein an der Artikulationsstelle des s gesprochenes ch. Bei den Griechen mußte es schließlich mit dem Σ zusammenfallen, weil diese die wirklichen s-Laute (ś und s) nicht hatten und nicht haben. Sie sprachen diese wie das samekh aus. Die Griechen hatten also wohl die Form Σ aus dem Semitischen herübergenommen, nicht aber den Lautwert (ś und s). Dagegen hatten sie noch einen anderen dem samekh verwandten Laut: das χ. Es entspricht unserm vorderen ch in „richten“, „Gewicht“ zc. Als die Römer für ihren Laut ks oder χs ein Zeichen aus der griechischen Schrift zu wählen hatten, so konnten sie sich entweder an Σ oder an σ oder auch an χ (X) halten. Da sie sich für letzteres entschieden, so wird anzunehmen sein, daß ihr X-Laut ursprünglich weder ein reines k, noch ein reines s enthielt, sondern eher ein vorn artikuliertes ch oder χ, das dann nach Umständen bald in ein reines s (z. B. italienisch massimo), bald in ein reines χ, sogar in ein weiter rückwärts artikuliertes, übergehen, aber auch zu reinem ks werden konnte. — Ganz ähnlich wie mit dem sigma sind in der griechischen Alphabet auch noch mit einigen anderen Buchstabenformen Verschiebungen und Vertauschungen vorgenommen worden, deren Erkenntnis uns erst den wahren Lautwert der betreffenden Zeichen und dessen Verhältnis zum Lautwert der entsprechenden semitischen Buchstaben deutlich zum Bewußtsein bringt. Doch gehört ihre Erörterung nicht hierher.

Um wieder auf die Werke der beiden Wiener Forscher zurückzukommen, so vermag ich sie im Hinblick auf die oben erwähnten Grundbedingungen, die bei Sprachaufnahmen erfüllt werden müssen, nur folgendermaßen zu beurteilen:

Hinsichtlich einer lautlich genauen Rohaufnahme entspricht keines der beiden Werke den Grundanforderungen, da weder die Laute vollständig und richtig wiedergegeben sind noch überhaupt eine wirkliche Rohaufnahme publiziert wurde.

Was die zweite Forderung betrifft: eine möglichst richtige vorläufige Abtrennung der einzelnen Worte und

Sätze, so sind beide Arbeiten im allgemeinen als sehr gute zu bezeichnen, besonders die Jahnsche. Es wird aber nicht so leicht sein, die vorhandenen falschen Abtrennungen zu korrigieren, eben weil keine Hohaufnahme vorhanden ist. Gleichwohl wird es versucht werden, allerdings auf Grund anderer Aufnahmen. Der Mangel an Typen verbietet mir freilich, schon an dieser Stelle eine Blütenlese zu geben, obzwar ich das aus mehreren Gründen gern schon heute getan hätte. Es wird demnächst an anderem Orte geschehen.

Der dritte Punkt: genaue grammatikalische und syntaktische Zergliederung, etymologische Untersuchung des Wortschatzes etc., kann heute noch nicht beurteilt werden, denn die grammatische und lexikalische Arbeit Müllers steht noch aus, und was Jahn im Glossar bietet, ist zu wenig übersichtlich. Immerhin kann man dem jungen Gelehrten auch in dieser Hinsicht das Zeugnis nicht verweigern, daß er verdienstvoll gearbeitet hat. Ja, er entwickelt eine Sicherheit und Sachkenntnis, die Staunen erregen, und einen Scharfsinn, der Bewunderung verdient. „Ganz unabhängig“ von Jahns Glossar kann also kein zukünftiger Bearbeiter der Mehrgrammatik vorgehen, ich so wenig wie d. H. Müller oder sonst Jemand.

Die Wahl der Stoffe (Erzählungen, Märchen, Gespräche etc., bei Müller auch einige sokotranische Gedichte und einige Kapitel der Bibel, unter Zugrundelegung des Textes der in der Beirut-amerikanischen Druckerei gedruckten arabischen Ausgabe, hier wie überall im Müllerschen Buch zum größten Teil Mehri, das doch durch Jahn schon genügend vertreten ist, und verhältnismäßig nur wenig Sokotri) kann im allgemeinen nur gebilligt werden. Die biblischen Stoffe wären jedoch besser weggeblieben. Denn ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Erzählungen und Märchen der Eingeborenen, ja selbst ihre Gedichte etc., auch wenn sie vorläufig dem Verständnis noch so viele Schwierigkeiten bieten, weit verlässlichere Sprachproben liefern als die Uebersetzung biblischer Kapitel. Wenn man solchen einfachen Menschen Texte in einer Sprache vorliest, die der ihrigen ähnelt, in diesem Falle in der arabischen, dann läuft man Gefahr, daß sie die meisten Wörter, insbesondere solche, die sie nicht verstehen, und sogar ganze Wendungen einfach, ohne sie erst zu übersetzen, ins Mahritische hinübernehmen. Das dann aus mahritischem Munde kommende Echo ist natürlich weit entfernt eine mahritische Sprachprobe zu sein. Zahllose arabische Worte und Sätze, besonders der in so geschraubtem Arabisch gehaltenen Beirut-Bibel-Ausgabe, verstehen sie überhaupt nicht und geben sie einfach unverstanden und ohne Aenderung und

nur mit einigen mahritischen Verbal- oder Flexionsendungen verbrämt, als „Uebersetzung“ zurück. Die Müllerschen Bibelproben wimmeln förmlich von derartigen Beiruter Bibelarabismen. Bibelübersetzungen sollte man deshalb erst dann vornehmen, wenn man selber das Mehri so weit beherrscht, um den Leuten jedes Wort (abstrakte Begriffe sowohl wie Realien) und den Sinn jedes Satzes oder Verses in ihrer Muttersprache erklären zu können. Nur dann sind sie in der Lage, eine richtige und verlässliche Fassung zurückzugeben. Den Gebrauch einer verwandten Sprache zur Vermittlung sollte man überhaupt nach Zulichkeit vermeiden. Je weiter vom Mehri die Vermittlungssprache absteht, desto besser. So ist z. B. für diesen Zweck Englisch besser als Arabisch; denn englische Worte unübersetzt zurückzugeben, z. B. *frankincense* etwa in der mahritischen Umrahmung als *häfrankensensauten*, wird sich der Mahrite hüten, und tut er es dennoch, dann weiß der Auspumper wenigstens sofort, wie er dran ist. Es ist etwa ganz ähnlich, als wenn ein ungebildeter Deutscher, der nur mangelhaft oder gar nicht französisch versteht, in folgender Weise übersetzen würde: *L'or est une chimère*. „Das Ohr ist ein Schimmer.“ Gewiß eine ganz neue Weisheit. Oder: *La soeur cadette, qui était d'une grande beauté, disait à son père les mots suivants*. „Die Scheerkadettin, welche dünngrändiger Baute war, tischte ihrem Vären die schwiefenden Wotten.“ Also ganz liebliche deutsche Klänge, aber doch eigentlich nur unverstandenes Französisch in deutschem Gewande.⁴⁾ Nun schließe man aus dieser „Uebersetzung“, daß das französische Wort *mot* auf deutsch „Wotte“ heiße, oder *suivre* „schwiefen“, or „Ohr“, *beauté* „Baute“, *le père* „der Vär“, *chimère* „Schimmer“ zc. und gründe darauf etymologische oder sonstige Schlußfolgerungen! Für den Anfang wäre also die Regel zu beachten gewesen: nur die Leute selbst reden und erzählen zu lassen, was ihrem eigenen Ideenkreis angehört und sie zu veranlassen, uns das Erzählte auf arabisch oder auf englisch zu erläutern. Der umgekehrte Weg dagegen wäre für den Anfang und wohl noch für lange Zeit sorgfältigst zu vermeiden. Goethes *Faust* braucht noch nicht ins Mahritische übertragen zu werden. Die Mahriten haben noch keine Sehnsucht darnach, und

⁴⁾ In der Allgemeinen Zeitung standen kürzlich folgende Uebersetzungsproben aus dem Deutschen ins Englische: (Erlkönig) „... und hält in den Armen das ächzende Kind“ ... he holds in his arms the eigtheenth child (also das „achzehnte“ Kind!) oder: „Das Hauptgericht der Württemberger ist Leberklöße“, the principal law court of Württemberg is in Leberklose (also: der Hauptgerichtshof Württembergs befindet sich in Leberklose!).

wir Nichtmahriten wissens ja: „Was glänzt, ist für den Augenblick geboren.“ Nach Schluß des Orientalistenkongresses würde kein Mensch mehr darnach fragen.

Die bei Zahn vielfach, bei Müller fast durchgehends beigegebene Uebersetzung ins Vulgararabische ist, trotzdem sie einfaches Diktat der eingeborenen Informanten ist, nicht an allen Stellen tadellos. Ich habe mir eine ganze Anzahl mißverständener Wendungen und falscher Transkriptionen notiert. Sie sind übrigens insofern belanglos, als zum Verstehen der Texte die deutsche Version ohnedies bessere Dienste leistet als die arabische. Daß Müller seinen Sprachproben 38 Seiten so floristischer Exkurse beigegefügt hat, wird manchem Leser willkommen sein. Freilich schießt der Wiener Gelehrte dabei arg übers Ziel, wenn er zu glauben scheint, daß beispielsweise die Portiageschichte auf Sokotra alt sei. Gerade dieser Erzählung sieht man es am Gesicht an, daß sie erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit auf die Insel gelangt sein dürfte. Sie unterscheidet sich in Diktion und Kolorit auf den ersten Blick von den anderen Märchen, von denen übrigens auch nur die wenigsten sokotranischen Ursprungs sein werden. Sokotra war nämlich niemals von der übrigen Welt abgeschlossen, wenn die Insel von Fremden auch nicht besucht wird. Das Giland liegt zwar abseits vom Verkehr. Seine Einwohner jedoch sind, gerade wie die Mahriten und Tsafarener, ein außerordentlich wanderlustiges Völkchen. Man kann sagen, fast jeder Küstensokotraner und ebenso fast jeder Küstenmahrit war wenigstens einmal an der Küste Indiens oder in Sansibar oder in Aden. Und das ist so seit undenklichen Zeiten, denn ihr Lebenserwerb (Handel, Fischfang etc.) bringt es mit sich, daß sie alljährlich eine förmliche Rundreise machen, die, dem Regime des Monsuns angepaßt, an die indische Küste, dann nach Sansibar, Ost- und Nordsomaliland, Aden und wieder zurück nach der Heimat führt. Auch die Küstenorte des Rothen Meeres und des Persischen Golfes suchen sie bisweilen auf. Da sie alle mehr oder weniger arabisch können und sehr gesellig sind, so nehmen sie alles auf, was ihnen in den Häfen auf den Segelbooten und in den Spelunken der Küstenorte an Geschichten, Erzählungen, Märchen etc. geboten wird, nicht bloß von Arabern und Indern, sondern auch von Europäern der unteren Klassen; denn sie verstehen nicht bloß arabisch, sondern viele von ihnen auch diese oder jene der indischen Sprachen, gar mancher auch englisch, portugiesisch oder italienisch. Im Altertum hatten sie noch viel weitere Beziehungen, besonders mit Aethiopien (Abyssinien) und den oberen Niländern und natürlich auch mit Griechen

(Soniern) und Römern und später mit Byzantinern, so weit diese mit Aethyrien und den Himjaren zu tun hatten. Ich verweise den freundlichen Leser diesbezüglich auf den Artikel, den ich unter der Ueberschrift: „Das Weihrauchland und Sokotra“ in diesen Blättern (Beil. Nr. 120 und 121 vom 27. und 29. Mai 1899) veröffentlichten durfte, sowie auf die auch weiter unten noch zu erwähnende Schrift über „Bunt und die süd-arabischen Reiche“. Hier genüge es, aus jenem Artikel nur folgende Stelle und eine dazu gefetzte Fußnote zu reproduzieren:

„Daß wir es in diesem Märchen (in einem von Golenischtschef entdeckten und übersetzten St. Petersburger ägyptischen Papyrus des mittleren Reiches) mit der sagenumwobenen Insel Sokotra zu tun haben, wie schon Golenischtsch (lies Golenischtschef) hervorhob, der Pa-anch „Bezauberte Insel“ übersetzt, geht ohne weiteres aus einigen der genannten Produkte und Spezereien von selbst hervor, auch wenn der Name der Insel (Pa-anch) sich in der späteren antiken Tradition nicht erhalten hätte, wenn wir also auch nicht wüßten, daß die Alten (Euhemeros, Diodor) eine fabelhafte heilige Weihrauchinsel Pancharia kannten und daß Agatharchides nach Aussage der Sabäer eine Insel der Glücklichen als Zwischenstation zwischen Indien und Arabien ansetzte.“

Dazu die Fußnote: „... Er (Diodor) kennt nämlich ein sagenhaftes Inselland im Ozean südlich von Arabien. Da gebe es Weihrauch, Myrrhe und andere Spezereien. Die Insel heiße Pancharia und sei von Panchariern bewohnt, denen sich Okeaniter, Indier, Skythen und Kreter angeschlossen haben. Eine durch Glückseligkeit ausgezeichnete Stadt Panara befinde sich auf ihr, ebenso ein heiliger Hain und eine große Süßwasserquelle und ein hohes, den Göttern geheiligtes Gebirge. Die Insel habe Elefanten und Löwen, Leoparden, Gazellen, Goldminen, Silber, Kupfer, Zinn und Eisen. Die Priester sagen, ihr Geschlecht stamme aus Krete und berufen sich auf den Dialekt, da vieles auf der Insel kretisch benannt werde...“

Heute hat die Insel weder Elefanten noch Löwen oder Leoparden und von Fremden wird sie so gut wie nicht besucht. Im Altertum jedoch scheint ein lebhafter Verkehr bestanden zu haben zwischen Sokotra und den Bewohnern der Inseln des Indischen Ozeans (wohl hauptsächlich Madagaskar, Komoren, Seychellen, Ceylon etc.) bis hin zum Sunda-Archipel, dann mit Indern, Persern (diese dürften hier unter „Skythen“ verstanden sein) und Griechen, natürlich auch, und zwar in erster Linie, mit Arabien, Ostafrika und Aegypten. Noch die Sprache der

heutigen Sofotraner und Mehriten trägt deutlich die Spuren dieses selbst in sehr hohes Altertum zurückreichenden Verkehrs und es wird ein interessantes Bild geben, wenn einmal die fremden Lehnworte im Sofotranischen und im Mehri herausgesucht und nach Ländern klassifiziert sein werden. Aus diesen alten Zeiten kann sich auch mancherlei Märchen gerade auf Sokotra erhalten haben, ohne deshalb dort entstanden zu sein. Man wird gut tun, speziell in Abessinien folkloristische Nachforschungen anstellen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß sich manche Übereinstimmung ergeben wird; denn die Bewohner des heutigen Abessyniens und die Mahriten, Zafarerer und Sokotraner sind, was ich seit 1889 vertrete und seither fast in jeder meiner Publikationen durch neue Tatsachen erhärtet habe, einer und derselben Abstammung.

Damit gelange ich zu dem letzten Punkt, der eine Besprechung erforderlich macht, zumal in ihm die eigentliche Bedeutung der Mahrasprachgruppe in ihren Beziehungen zu dem gesamten altjemitischen Kulturkreis zum Ausdruck kommt.

Schon der Entdecker dieser Sprachgruppe, der französische Vizekonsul Fresnel, hat in den 40er Jahren des verflohenen Jahrhunderts die Ansicht ausgesprochen, das Ghkili (= Haqili [Kehlkopf-h und uvulares k], von den Arabern Qa genannt, ein Stamm in der Zafarerer Gegend) sei eine Tochtersprache des Sabäischen, eine Ansicht, die seither oft wiederholt wurde und, selbst trotz der ausgezeichneten Arbeiten Malkans, die doch jedermann genügende Anhaltspunkte zur Beurteilung dieser Frage hätten bieten können, beinahe schon Gemeingut der „Wissenschaft“ geworden ist. Ich habe es nicht unterlassen, auf den wahren Ursprung des Mahravolkes immer und immer wieder hinzuweisen, ja ganze Bände habe ich über diese gewiß nicht unwichtige Frage veröffentlicht. Meine Publikationen haben jedenfalls den einen Effekt gehabt, daß man sich in Wien für die Frage zu interessieren begann und, vom schwedischen Grafen C. Landberg gut eingeführt, sich sogar zur Ausrüstung einer Expedition entschloß, die seither eine förmliche Monopolisierung Südarabiens für Wien (unter Ausschluß des erwähnten Schweden, obgleich dieser zu der Expedition in nicht weniger als vier Wintern die Grundlagen gelegt und später die Expedition selbst in allen Details vorbereitet hatte) zur Folge hatte. Aber weiter ging der Effekt meiner Publikationen nicht. Denn schon bald nach der Heimkehr der Wiener Expedition fand ich Veranlassung, an dieser Stelle (Beilage Nr. 120 und 121 vom 27. und 29. Mai 1899) neuerdings den Ursprung des Mahravolkes klarzustellen, „da in dieser Beziehung bis

jetzt von keiner Seite auch nur ein ernstlicher Versuch gemacht worden ist, ja man im Gegenteil auf dem besten Wege ist, eine ganz falsche und historisch völlig unzulässige Ansicht, in die Wissenschaft einzuführen“. Ich bemerkte damals weiter: „Der schon genannte D. H. Müller nämlich hat nach seiner Rückkehr aus Arabien in einem Wiener Blatt die Behauptung aufgestellt, daß die Idiome von Mahra und Sokotra Töchter Sprachen des alten Sabäischen und Minäischen seien und sich zu der Sprache der alten Inschriften wie das Koptische zur Sprache der Hieroglyphen verhalten“. Die Auseinandersetzung des Sachverhaltes, die ich infolgedessen damals in dieser „Beilage“ veröffentlichte, wie nicht minder eine besondere Abhandlung, die ich derselben Sache (unter dem Titel „Punt und die südarabischen Reiche“) in den „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft“ (Jahrgang 1899, S. 51—122) widmete, diese beiden Publikationen scheinen indes, was ich mit Genugtuung begrüße, einen gewissen Eindruck auf den Wiener Semitisten gemacht zu haben. Denn seine jetzige Ansicht weicht schon erheblich von derjenigen ab, die er, noch nach seiner Heimkehr aus Arabien, im Anschluß an Fresnel und zahlreiche andere Vorgänger formuliert hat und die jetzt nur noch von Dr. Zahn vertreten wird. Müller drückt sich gegenwärtig nämlich schon sehr viel reservierter aus als damals. Er bezeichnet das Mehri und das Sokotri nicht mehr als „Töchter Sprachen des alten Sabäischen und Minäischen“, sondern spricht nur noch von einer „Zusammengehörigkeit“ des Sabäo-Minäischen mit der Mehri-Sokotri Sprache. Das wird ihm wirklich niemand bestreiten wollen. Denn da alle semitischen Sprachen „zusammengehören“ — sie sind ja alle insgesamt Glieder einer und derselben Familie —, so müssen auch Mehri und Sabäisch zusammengehören. Es fragt sich nur, welcher Art der Verwandtschaftsgrad ist. Müllers Tochter z. B. ist mit ihrem Vater näher verwandt als etwa die Enkelin des Veters seines Großvaters. Aber auf die Bestimmung des Verwandtschaftsgrades kommt es D. H. Müller jetzt gar nicht einmal an. Er will vielmehr für die „Zusammengehörigkeit“ im allgemeinen einen „neuen Beweis“ erbringen, der auf jeden Fall ganz überflüssig wäre, selbst wenn er zuträfe. Das Unglück will aber, daß der „neue Beweis“ nicht einmal ein Beweis für sonst etwas ist, geschweige denn für irgend eine Sprachverwandtschaft. Wenn ich etwa räsonieren wollte: „München und Wien haben je einen Stephansturm. Da meiner Ansicht nach die beiden Türme die gleiche Form haben, so muß die Einwohnerschaft Münchens von der gleichen Abstammung sein wie

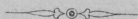
die Bevölkerung Wiens“, so würde mir wahrscheinlich jedermann erwidern, daß das völlig unzusammengehörige Dinge sind und daß selbst bei absoluter Gleichheit der beiden Türme noch gar nichts mit Bezug auf die Abstammung oder Verwandtschaft der zwei Bevölkerungen behauptet werden kann. Wenn sich nun obendrein auch noch herausstellt, daß die zwei Türme nicht einmal gleich, sondern in allen Punkten verschieden sind, dann wird dies mit der Verwandtschaft der beiden Bevölkerungen erst recht wieder nichts zu schaffen haben. Genau so aber ist das neue Argument beschaffen, das Müller ins Feld führt. Er weist nämlich auf die „Tatsache“ hin, daß das laterale sch des Mehri mit dem \approx -Laut des Sabäo-Minäischen identisch sei, und das sei der neue Beweis für die „Zusammengehörigkeit“ der beiden Sprachen. Lassen wir für einen Augenblick die beiden Türme wirklich identisch sein! Dann hat also das Mehri mit dem Sabäischen einen Laut gemein. Das reicht aber doch zu einer Verwandtschaft noch nicht aus! Da müßten doch zum mindesten noch recht viele andere gemeinsame Laute vorhanden sein. Nun ist aber Müllers „Tatsache“, bei Licht besehen, genau so eine Tatsache wie die Identität des Wiener Stephanturmes und des Münchener Donndoppelturmes. Oder hat der Wiener Orientalist etwa einen Sabäer aus seinem tausendjährigen Schlaf geweckt und sich von ihm den Laut \approx vordemonstrieren lassen? Wenn das nicht möglich war, dann muß der Lautwert dieses sabäischen Zeichens auf weniger einfachem Wege festgestellt werden. Da bietet sich zunächst der etymologische Weg. Der lehrt denn aber doch deutlich genug alles andere eher, als daß die Sabäer andere Zischlaute gehabt hätten als die übrigen alten semitischen Völker. Etymologisch decken sich die drei sabäischen Zischlaute genau mit den drei Zischlauten des Hebräischen. Da bezüglich $\sin's$ und $sin's$ und ihrer Identität mit den entsprechenden zwei Zeichen in der anderen Sprache kein Zweifel besteht, so kann das sabäische \approx nur dem hebräischen D , d. i. dem Samekh, entsprechen und muß wie dieses ausgesprochen worden sein. Die rein graphische Betrachtung lehrt, wie wir gesehen, daselbe. Den selben Laut haben nun auch die Mahriten, neben s , sch und dem lateralen sch . Daraus kann nur geschlossen werden, daß gerade das laterale sch eine Besonderheit des Mehri ist, also eigentlich gegen eine Verwandtschaft mit dem Sabäischen spräche, wenn einem einzelnen Laut überhaupt eine solche Beweiskraft zugemessen werden dürfte. Aber auch etymologisch entspricht das laterale sch nicht dem sabäischen Samekh, sondern, wie jeder Vergleich der betreffenden Wörter lehrt,

meistens dem š und bisweilen dem th, niemals dem samekh. Wenigstens ist mir bisher noch kein Beispiel einer solchen Entsprechung aufgestoßen. Mit dem „neuen Beweis“ ist es also nichts, ganz abgesehen davon, daß die „Zusammengehörigkeit“ der beiden Sprachen ohnehin von niemand bestritten wird. Sie ist eine offene Thür, die niemand einzurennen braucht. Wenn an und für sich feststeht, daß ich der Nefte meines Onkels bin, woran ich, nebenbei bemerkt, nie gezweifelt habe, so bedarf es zum Nachweis dieses angenehmen Verhältnisses am allerwenigsten erst noch der etwaigen „Tatsache“, daß mein Onkel eine ganz ähnliche Taschenuhr hat wie ich.

Unter den alten Sprachen Südarabiens muß dem Mehri-Sofotri das Hadhramautische am nächsten gekommen sein. Leider haben wir bis jetzt fast gar kein Inschriftenmaterial aus Hadhramaut. Nach dem Hadhramitischen kommt zunächst das Musanische und das Katabanische in Betracht, dann das Minäische und Himjarische und vielleicht erst in letzter Linie das Sabäische. Wie schon ein flüchtiger Blick auf den Bau des Mehri zeigt, weist es zum Hebräischen, Phönizischen, Aramäischen und zum Assyro-Babylonischen zum mindesten den gleichen Grad der Verwandtschaft auf wie zum Sabäischen. Am nächsten verwandt aber ist es mit den abessinischen Sprachen (Géez, Amharisch, Tigrina, Tigré). Doch sei schon jetzt betont, daß es mit gar keiner der uns bekannten semitischen Sprachen eine solche Uebereinstimmung der Formen aufweist, die genügend wäre, schon jetzt auf Grund derselben ein definitives Urtheil zu fällen. Manche Verbalformen ähneln denen des Assyrischen, wieder andere den aramäischen, sabäischen, minäischen, äthiopischen zc.; ebenso steht es mit den Suffigen und den anderen grammatischen Elementen. Von Wörterentlehnungen können wir hier natürlich absehen. Es wäre also verfrüht, schon jetzt eine definitive linguistische Eingliederung unserer habaschitisch-punischen Sprachgruppe vornehmen zu wollen. Dazu müßte die Sprachvergleichende Behandlung dieses Idioms bereits abgeschlossen oder doch mindestens in die Wege geleitet sein, wovon wir aber noch weit entfernt sind. Vorläufig stehen uns nur die Ergebnisse historischer und ethnographischer Untersuchungen zu Gebote, denen sich hoffentlich demnächst schon die der Sprachvergleichung anschließen werden. Ich hoffe Gelegenheit zu finden, mich über diese Verhältnisse bald des Näheren äußern zu können. Einstweilen schöpfe ich auch aus den beiden neuen Publikationen die Ueberzeugung, daß ich in meinen bisherigen Veröffentlichungen auf der richtigen Fährte war, als ich alle Völker des alten Südarabiens, die (früher arabischen, später afrikanischen) Abessinier mit inbegriffen, also:

Sabäer, Minäer, Katabaner, Afsaner, Himjaren, Habeschiten (letztere = Tzafarener, Mahriten, Sofotraner und Abessynier), als Glieder der südpoenischen oder südpunischen Völkerfamilie erklärte, deren Länder in den ägyptischen Inschriften die Gesamtbezeichnung Pwat oder Poen-at führen. Ich bin aber weit entfernt, hierin etwa ein Verdienst erblicken zu wollen; ich werde mich vielmehr darauf gefaßt machen müssen, boshafterweise mit der blinden Henne verglichen zu werden, die wieder einmal ein Körnchen gefunden habe. Das ist aber immer noch eine vorteilhaftere Rolle als die eines Kampfhahnes. Wäre ich der Kampfhahn, als den man mich so oft hingestellt hat, dann würde ich wahrlich ganz anders verfahren als die „körnchensuchende Henne“. Dann würde ich auch den Werken Jahns und Müllers etwas unsanfter zuleibe gegangen sein als ich tat; denn an Angriffspunkten fehlt es wahrlich nicht. So aber freut es mich, trotz aller Bedenken, die ich, besonders in Bezug auf die lautliche Rohaufnahme, aber auch hinsichtlich anderer Punkte, vorbringen mußte, dennoch konstatieren zu können, daß die beiden Publikationen gerade zur definitiven Feststellung des ethnischen Verhältnisses des Mahra-Sofotra-Volkes nicht ohne Wert sein werden. Insofern gebührt allen Beteiligten unser Dank, in erster Linie dem schwedischen Schöpfer und Begeebner der Wiener (nota bene: bloß der Wiener, nicht etwa der österreichischen!) Südarabienforschung, C. Graf Landberg, der den Wienern, die ohne ihn kaum je an Arabien gedacht hätten, eine wohlbesetzte Tafel überlassen hatte, sodann der englischen Regierung, die in neuerer Zeit alle Wiener Unternehmungen im Orient aufs kräftigste unterstützt, ferner den österreichischen Mitgliedern der Expedition und schließlich auch der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, ein Dank, der rückhaltlos wäre, wenn die großen Summen, die auf das Unternehmen verwendet wurden, einer vom Zerstörer nicht ausdrücklich für andere wissenschaftliche Zwecke bestimmten Stiftung hätten entnommen werden können.

München, 25. Juli 1902.





① Df 34

ULB Halle
001 130 34X 3/1

